

## **Kolja Jan Robra**

Hinter mir liegt mein letzter Arbeitstag im Mittagstisch im Projekt CEMVA und auch mehr als ein Jahr Arbeit als Zivildienstleistender in Bolivien. Mit diesem Bericht versuche ich auf eine erlebnisreiche Zeit zurückzublicken und einer interessanten Erfahrung einen runden Abschluss zu geben. Ausserdem möchte ich diesen Bericht nutzen um mich bei meinen Eltern zu bedanken, die mich während meines Aufenthaltes finanziell und seelisch unterstützt haben. Weiterer Dank gilt meinen Freunden in Deutschland, die mir die Zeit über zur Seite standen. Und nicht zuletzt möchte ich meinen Dank denjenigen freiwilligen Helfern in Bolivien aussprechen, die im Laufe der Zeit für mich zu wertvollen Freunden geworden sind.

### *Meine Zeit im Projekt CEMVA in Sucre*

CEMVA bedeutete "Centro Educativo Multifuncional Villa Armonia". Dieses Projekt unterschied sich gravierend von den Strukturen des SOS Kinderdorfs in Tarija. Während in Tarija die Kinder in erster Linie in ihrer Freizeit betreut wurden, und die Schulausbildung in der Stadt, also ausserhalb des Projekts, genossen wurde, hatte sich das Projekt Cemva zur Aufgabe gemacht die Schul- und Handwerksausbildung der Stadtrandbevölkerung zu fördern. Ausserdem ist die Direktorin eine Deutsche. Das macht den Einstieg in das Projekt für Zivildienstleistende ziemlich einfach.

Für mich gestaltete sich der Anfang im Projekt relativ angenehm, da es schon zwei Zivis gab, die dort arbeiteten. Ich konnte also in das Projektleben ohne Probleme eingeführt werden. Auch die Hauptaufgabe der Freiwilligen, ein Schülermittagstisch mit Hausaufgabenbetreuung, entsprach genau meinen Arbeitsvorstellungen. In diesem Schülermittagstisch, der den spanischen Ausdruck "comedor" trägt, werden 40 bedürftige Schüler mit einer warmen Mahlzeit versorgt und bei ihren Hausaufgaben betreut. Die Kinder haben zusätzlich die Möglichkeit sich in den Räumlichkeiten mit bereitgestellten Puzzeln oder anderen Spielen zu vergnügen. Der Monatsbeitrag der Kinder betraf umgerechnet ca. 3,30 DM. Gedeckt wurden die Ausgaben aber grösstenteils von einem Spenderkreis aus Deutschland.

Während ihres Aufenthaltes im Comedor versuchten wir den Kindern zusätzlich bestimmte Verhaltensregeln naheulegen. Eine ewige Gradwanderung zwischen laiszer-faire und deutscher Ordnung und Strenge ist, glaube ich, die beste Beschreibung für unseren Führungsstil. Wir sind uns bis heute noch nicht sicher welchen Kurs man bei der Leitung einer solchen Einrichtung fahren soll. Sicherlich ist eine gewisse Strenge wichtig und bestimmte Regeln sind ganz einfach sinnvoll um ein totales Chaos zu verhindern. Auf der anderen Seite aber will man, dass die Kinder sich wenigstens für einige Stunden entfalten und ein wenig austoben können. Zumal es sich um Kinder handelt, die ansonsten oftmals aufgrund ihres Schicksals nicht viel haben worüber sie sich freuen können. Von ihnen wird nicht selten verlangt, dass sie mit ihren Arbeiten als Tütenverkäufer oder Busputzer etwas zum Familienunterhalt beisteuern. Die Mädchen werden schon früh in die Hausarbeit eingespannt und bekommen extrem grosse Verantwortungen aufgehals. Wie z.B. die kleine Hilda, die mit ihren 5 Jahren schon auf ihren jüngeren Bruder aufpassen sollte. Die Kinder hier müssen aufgrund der an sie gestellten Forderungen verdammt schnell erwachsen

werden.

Wir haben versucht mit unserer Arbeit im Comedor ihnen nicht nur ihre leeren Mägen zu füllen, sondern ihnen auch die eine oder andere schöne Stunde in unserer Gesellschaft zu schenken. Und ich denke, dass dies ziemlich gut geklappt hat. Es fällt mir trotzdem ungeheuer schwer ein Resume über meine geleistete Arbeit im Comedor zu ziehen, da sie durch meine fehlende pädagogische Ausbildung nicht professionell war, und ich de facto auch nur ein halbes Jahr dort gearbeitet habe. Auf der anderen Seite waren kleine Lernerfolge bei den Kindern wahrnehmbar, die uns immer wieder motiviert haben weiterzumachen. Oder manchmal war es schon das rücksichtsvollere Verhalten der Kinder untereinander, die uns zeigten, dass unsere Arbeit doch nicht umsonst war.

Armut und Unterentwicklung haben für mich Namen bekommen. Ich habe mit ihr monatelang gelebt und mehr oder weniger gegen sie gearbeitet. Sie heißen Angel, Jimi oder Alicia; sind Tütenverkäufer auf dem Markt, minderbemittelte Schlägertypen oder pubertierende Mädchen, die schon mit 13 Jahren die Verantwortungen der verstorbenen Mutter übernehmen müssen. Trotzdem ist es so, dass ich nur für eine bestimmte Zeit neben den Bolivianern gelebt habe. Ich arbeitete mit ihnen und für sie. Aber nie habe ich mit ihnen gelebt. Diese unglaubliche Distanz zwischen unserer Welt, in der wir rundum abgesichert und versorgt sind, und ihrer Welt, in der es teilweise nur ums nackte Überleben geht, habe ich gelernt zu sehen. Nie aber habe ich sie begreifen können. Und ob ich etwas dazu beigetragen habe, dass die beiden Welten sich ein wenig näher kommen, kann ich nicht beurteilen.

Die Arbeit im Comedor hat mir erlaubt, Einblicke in einige Fragen der Entwicklungshilfe zu erlangen. Was genau bedeutet zuviel helfen und was zu wenig? Welche Form der Hilfe zur Selbsthilfe ist die Effektivste? Wo sollte man Schwerpunkte setzen? Was für eine Rolle spielt die Religion und die Kirche in den Entwicklungsländern? Bringt ausländische Hilfe überhaupt was? Wäre es nicht sowieso besser, wenn...? Am Ende meiner Zeit Bolivien stehen mehr Fragen als Antworten. Soviel kann ich jedoch sagen: Entwicklungshilfe sollte wohl durchdacht und organisiert sein. Nur unterstützend, wegweisend und nicht aufdrängend ist sie effizient, zukunftsorientiert und tatsächlich hilfreich. Ich habe das Gefühl, dass mir die Arbeit in Bolivien viel gegeben hat. Ich konnte eine neue Sprache lernen, eine andere Kultur erleben, andere Blickwinkel einnehmen, und vor allem konnte ich mich und mein Leben in Deutschland mit einem angenehmen Abstand betrachten und besser kennenlernen.

Ich habe vereinzelt eine Art Rassismus von den Menschen hier erfahren, die mich, meine Herkunft und mein Schicksal zugleich beneideten und verachteten. Wir wurden oft dafür beneidet, dass wir den Luxus haben, dermaßen abgesichert zu sein, dass wir es uns leisten können umsonst im Ausland zu arbeiten. Ein Rassismus, der uns von "unten" bewunderte. Weil wir nicht nur reich sind, sondern auch noch so frei sind unsere Zeit Hilfsbedürftigen zu widmen, begegnete uns der eine oder die andere mit Unverständnis, Hass oder Verachtung. Unser Handeln und Dasein ist für viele Menschen nicht nachvollziehbar, die mit umgerechnet 100us\$ und weniger im Monat

ganze Familien durchfüttern müssen Reichtum und materieller Wohlstand ist für viele so weit weg, dass sie nicht mal die Möglichkeiten haben, unsere Motive zu verstehen. Schliesslich bedeutet Reichtum für die die meissten hier erstmal sich von dem Elend abzusetzen und die Familie zu versorgen. Dann kommen wir und werfen ihr Weltbild der "abgesetzten Reichen da drüben" über den Haufen, und sie fühlten sich noch schlechter, missverstandener und miserabler. Nicht zuletzt auch dadurch, dass wir ihnen einen Lebensstil vorlebten, der uns erlaubte durch die Welt zu reisen und Arbeiten anzunehmen, weil sie uns Spass machten und nicht weil wir das Geld bitter nötig hatten. Einen solchen Lebensstil wird wohl kaum einer der Bewohner des Stadtrandviertels von Villa Armonia jemals erreichen.

Bei solchen Gedanken wird mir klar, dass mich nicht nur meine Helferambitionen, sondern auch mein egoistischer Erlebnisdrang nach Bolivien gerufen hatten. Auf der anderen Seite aber wurde mir von dem sonst so ausgebeuteten und alleingelassenen bolivianischen Volk für meine Arbeit mit den Kindern eine grosse Dankbarkeit entgegengebracht, die mir wieder und wieder zeigte, dass unsere investierten Energien nicht umsonst waren. Gerade durch die Gespräche und nächtelangen Diskussionen mit meinen Zivipartnern im Projekt habe ich erkannt, dass Entwicklungshilfe im eigenen Kopf beginnt. Es kommt auf die eigene Einstellung gegenüber dem Leben an, und in welche Beziehung man sich selber dann mit den Ungerechtigkeiten der Welt stellt. Abschliessen werde ich mit meinem Bolivienaufenthalt wohl nicht so schnell. Diskussionen erwarten mich, da bin ich mir ganz sicher, in der Familie und im Freundeskreis. Und schliesslich wollen auch all diese gesehenen Gesichter und erfahrenen Gefühle mit einem gewissen Abstand in Deutschland verarbeitet werden.

Wir hinterlassen ganz bestimmt Spuren und positive Eindrücke bei Kindern, die ein schweres Schicksal erwischt haben. Zu der Sinn- oder Unsinnfrage deutscher Hilfe in Bolivien pflegte unsere Chefin zu sagen: "Es kann ja nicht verkehrt sein."

Sucre, August 2000